

VIII Fazit

Bin ich jetzt verrückt oder nicht
Sie machen sowas doch beruflich
Bin ich jetzt verrückt oder nicht
Sind das die Andern oder bin das ich (Andern oder ich)

Herr Doktor
Aha Aha, beschreiben Sie das Verhältnis zu ihrer Mutter
Herr Doktor
Aha Aha, beschreiben Sie das Verhältnis zu ihrer Mutter

Herr Doktor, sie haben wirklich viel Verstand
Herr Doktor, was ich schon immer komisch fand

Wenn ich ein systemgemachtes Produkt bin
Und ganz eindeutig doch kaputt bin
Dann habe ich noch nicht ganz kapiert
Warum werde ich und nicht das System repariert

ok.danke.tschiüss

I never thought I needed change
But it makes me proud to say
That I'm somebody else now (that I'm somebody else)
That somebody's not here to stay
He'll be going away soon (going away)
And that's okay (going away)

Daði Freyr

Zwei Ziele verfolgen wir mit dieser Arbeit:

Erstens geht es uns um eine Methodologie multiperspektivischer Forschung, die der Vielfalt sozialtheoretischer Zugänge gerecht wird. Weil Sozialtheorien den sozialwissenschaftlichen Gegenstand erst in spezifischer Weise herstellen, Wirklichkeit also nicht einfach spiegeln, sind sie immer auch mit spezifischen Leerstellen und blinden Flecken verbunden. Um in der Forschung einen produktiven Umgang mit diesen Perspektiven und ihren Leerstellen zu finden (und sie in ihrer Verwendung nicht zu dogmatisieren beziehungsweise zu naturalisieren), halten wir eine multiperspektivische Forschungspraxis für einen angemessenen Zugang. Allerdings stellt sich hier das Problem, wie ein Übergang in neue/andere Sozialtheorien praktisch vollzogen werden kann. Die mit diesem Text entwickelte Methodologie macht einen Vorschlag. Zentral ist die Problemorientierung, das Ansetzen an konkreten (eigenen) Erfahrungen an sozialen Grenzen und Grenzbearbeitungen, die sich in der Forschungspraxis oder mit Blick auf den jeweiligen Gegenstand beziehungsweise im beforschten Feld zeigen. Solche Erfahrungen sind Anlass, um in neue/andere Sozialtheorien einzusteigen. Der mögliche Nexus zwischen (selbst) erfahrenen sozialen Grenzen und Grenzbearbeitungen auf der einen Seite und dem Einstieg in andere/neue Sozialtheorien auf der anderen Seite ergibt sich aus der Annahme, dass Sozialtheorien über ihre Unterschiedlichkeiten hinweg die Beschreibung der Emergenz, Stabilisierung und Transformation sozialer Ordnung gemeinsam ist, sie also alle in jeweils eigenen Begrifflichkeiten und Logiken soziale Grenzen und Grenzbearbeitungen zum Gegenstand haben.

Konkret haben wir zunächst ein unterbestimmtes Begriffsverständnis sozialer Grenzen herausgearbeitet, dass sich einer sozialtheoretischen Festlegung entzieht und mit dem auch Alltagserfahrungen an sozialen Grenzen und in Grenzbearbeitungen festgehalten werden können:

Soziale Grenzen als räumliche, zeitliche, gegenständliche, symbolische und verkörperte, in Handlungen, Praktiken, Kommunikationen oder Diskursen herausgebildete Unterscheidungen, die Sortierungen des Sozialen zur Folge haben. Sie konstituieren sich im Vollzug und können in diesem verändert werden beziehungsweise an Bedeutung verlieren und sich auflösen; sie verlaufen zwischen gesetzten Entitäten (boundaries of things) und/oder bringen Entitäten hervor (things of boundaries); sie relationieren die begrenzten Entitäten auf spezifische Weise; und haben dabei eine trennende, aber auch verbindende Funktion.

Dann haben wir zwei methodologische Einsätze eines multiperspektivischen Doing Theory herausgearbeitet, mit denen in eine andere/neue Sozialtheorie eingestiegen werden kann – es also zu einer spezifischen sozialtheoretischen Reformulierung der (selbst) gemachten Erfahrungen

an sozialen Grenzen und in Grenzbearbeitungen kommt. Wir haben solche Einsätze formuliert, »bei deren Durchführung den beteiligten Wissenschaftlern an der Erweiterung ihrer noch partikular-paradigmatischen Sichtweisen gelegen ist« (Klinkmann 1981, S. 258). Der erste Einsatz fokussiert die Konstruktionsarbeit der Forschung mit dem Ziel, einen Bruch zum alltäglichen/wissenschaftlichen common sense herzustellen. Drei Vorgehensweisen haben wir hier herausgearbeitet: Das *kontrainduktive Vorgehen* privilegiert solche Theoretisierungen, die dem Bekannten widersprechen. Das Vorgehen, *das Andere der Ordnung zu sehen*, fordert dazu auf, innerhalb bestimmter sozialtheoretischer Setzungen den Fokus auf solche Erfahrungen zu legen, die im Widerspruch zu (eigenen) Ordnungsvorstellungen stehen. Multiperspektivität zeigt sich hier nicht im Wechsel in eine andere/neue Sozialtheorie, sondern in der Möglichkeit, sozialtheoretisch geprägte Ordnungsvorstellungen zu irritieren und somit andere Grenzverläufe und Formen der Grenzbearbeitung erkennen zu können. Mit der Praxis des *Vergessens* wird beschrieben, dass andere/neue Sozialtheorien nur dann erschlossen werden können, wenn parallel zu diesem Prozess Perspektivierungen, Beobachtungsmethoden, Interpretationsmodi etc. (vorläufig) vergessen werden. Der zweite methodologische Einsatz fokussiert *die Forscher:in*. Welche Fragen stellen sich der forschenden Person vor dem Hintergrund ihrer sozialen Situiertheit (nicht)? Wie verhält sich der jeweils konstruierte Gegenstand zu öffentlichen/massenmedialen Thematisierungen? Welche Positionen legitimieren sich in der Verwendung von Forschungsergebnissen und hat dies Konsequenzen für die Forschung? Soziale Grenzziehungen in der eigenen Forschungspraxis werden hier vor dem Hintergrund ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und auch hinsichtlich der Konsequenzen der eigenen Forschung kritisch befragt.

Ausgehend von der Arbeit an einer multiperspektivischen Forschungspraxis verfolgen wir das *zweite Ziel*, Vorschläge für Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien zu formulieren. Fokussiert die entwickelte multiperspektivische Forschungspraxis das Öffnen von sozialtheoretischer Kontingenz – als eine Voraussetzung dafür, in eine andere/neue Sozialtheorie einsteigen zu können –, zielen die entwickelten Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien auf Argumente zur Schließung von Kontingenz ab. Die Schließung von Kontingenz bedeutet hier, sozialtheoretische Entscheidungen zu treffen, die die forschende Person handlungsfähig machen. Die multiperspektivische Forschungspraxis korrespondiert folglich insofern mit den formulierten Gütekriterien, als dass es um eine Bewegung zwischen Öffnung von Kontingenz und partieller Schließung von Kontingenz geht.

Solche Gütekriterien zu formulieren, setzt bei der Beobachtung an, dass bei aller Begründungspflicht beziehungsweise eingeforderter intersubjektiver Nachvollziehbarkeit sozialwissenschaftlicher Forschung die Wahl von Sozialtheorien häufig durch Zufälle bedingt ist, vererbt wird,

im Verborgenen erfolgt und/oder implizit vorgenommen wird. Wir vermuten, dass die Fragen, bei wem ein Seminar (nicht) besucht, wo (nicht) promoviert und/oder welcher (Methoden-)Workshop (nicht) besucht werden konnte, in vielen Fällen ausschlaggebender für die Theoriwahl sind, als argumentative Auseinandersetzung und ein praktisches Experimentieren mit sozialtheoretischen Zugängen. Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien sind für uns, anschließend an die Debatte um Gütekriterien qualitativer Forschung, »unverzichtbare Medien der Kommunikation über Forschung« (Strübing et al. 2018, S. 85). Mit der Arbeit an Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien geht es uns folglich um Bezugspunkte, die einen Diskussions- und Argumentationsraum öffnen, um die Wahl von Sozialtheorien zu begründen beziehungsweise begründungsbedürftig zu machen. In Auseinandersetzung mit dem im Kumulus dokumentierten multiperspektivischen Forschungsprozess haben wir drei Gütekriterien der Wahl von Sozialtheorien formuliert: Das Gütekriterium der *Konvergenz von Sozialtheorie und Praxis* nimmt in den Blick, ob eine Sozialtheorie beobachtungsleitend wird und ob mit einer Sozialtheorie Erfahrung reformuliert/erzählt werden kann. Mit dem Gütekriterium des *Selbstständig-Werdens von Sozialtheorie* rückt die Frage in den Mittelpunkt, ob eine Sozialtheorie soweit in den Hintergrund treten kann, als dass der jeweilige Ausschnitt des Sozialen in seiner spezifischen Logik nachvollzogen werden kann – die Sozialtheorie also der Generierung von *Theorien begrenzter Reichweite* (Lindemann 2016) dient. Das Gütekriterium der *Entselbstverständlichung durch Sozialtheorie* bemisst das Potential einer Sozialtheorie dahingehend, ob, bezogen auf den Gegenstand, aber auch auf das Selbstverständnis als Wissenschaftler:in, etwas Anderes/Neues gesehen werden kann.

Wir möchten abschließend der Frage nachgehen, welche Normativität mit dem hier entwickelten Zugang multiperspektivischer Forschung verbunden ist (siehe auch Haker 2024). In Auseinandersetzung mit dem multiperspektivischen Doing Theory sowie den formulierten Gütekriterien zur Wahl einer Sozialtheorie sticht zunächst ein gewisser *Individualismus* ins Auge: Wenn etwa mit dem kontrainduktiven Vorgehen solche Theoretisierungen bedeutsam werden, die dem Bekannten widersprechen, oder das Vorgehen, das Andere der Ordnung zu sehen, dazu auffordert, innerhalb bestimmter sozialtheoretischer Setzungen den Fokus auf solche Erfahrungen zu legen, die im Widerspruch zu eigenen Ordnungsvorstellungen stehen, ist die Forscher:in mit ihren Perspektivierungen der wesentliche Bezugspunkt. Und auch die Konvergenz von Sozialtheorie und Praxis, um ein formuliertes Gütekriterium zu nennen, orientiert die Wahl von Sozialtheorien an der Praxis einzelner Forscher:innen. Der Eindruck eines individualistischen Zugangs erhärtet sich, wenn die entwickelte multiperspektivische Forschungspraxis mit Zimas (2017) Dialogischer Theorie kontrastiert wird. Diese zielt darauf ab, Theorien in ihrem

»Zusammentreffen dialogisch zu deuten: und zwar als Möglichkeit, zwei entgegengesetzte Perspektiven aufeinander zu beziehen, in der Hoffnung, die blinden Flecken der einen im Lichte der anderen erscheinen zu lassen« (ebd., S. 120). Das dialogische Vorgehen arbeitet also daran, dass »Theorien einander wechselseitig erhellen« (ebd., S. 121). Ein zentraler Unterschied zu der von uns vorgeschlagenen multiperspektivischen Forschungspraxis besteht nun darin, dass der von Zima »vorgeschlagene Dialog zwischen heterogenen Theorien [...] niemandem zumutet, daß er seine eigene theoretische Identität preisgibt oder einschränkt. Im Gegenteil: Erwartet wird, daß jeder seinen Ansatz konsequent vertritt und von seinem Standort aus Kritik übt, um der Stimme des Anderen Gehör zu verschaffen« (ebd., S. 210). Zimas Konzeption einer Dialogischen Theorie fordert die Forscher:in also nicht dazu auf, ihre theoretische Identität preiszugeben, während es genau der Anspruch der von uns skizzierten multiperspektivistischen Forschungspraxis ist, forschend eine Andere:r zu werden (Haker 2021; Haker und Otterspeer 2023a). Neben dem individualistischen Einschlag scheint die von uns in Anspruch genommene Multiperspektivität auch schnell dem Vorwurf ausgesetzt zu sein, auf eine *Mehr-Gleich-Besser-Logik* hinauszulaufen, kann doch der Eindruck entstehen, dass der Umgang mit der sozialtheoretischen Multiperspektivität durch eine Auseinandersetzung mit möglichst vielen Sozialtheorien, dem Aufsetzen möglichst vieler Brillen gelöst wird.

Dass der entwickelte Zugang individualistisch sei und einer Akkumulationslogik folge, dem wollen wir einerseits in Teilen zustimmen, andererseits widersprechen. Damit möchten wir die Normativität des erarbeiteten Zugangs abschließend näher umreißen.

Es stimmt, dass die entwickelte Methodologie einer multiperspektivischen Forschungspraxis und die formulierten Gütekriterien Praktiken des einzelnen Forschenden scharf stellen – gleichwohl in Betonung des Gesprächs und des Austauschs zum Beispiel mit Kolleg:innen. Dem hier entwickelten Zugang ist also ein gewisser methodologischer Individualismus zu eigen. Dies mag darin begründet liegen, dass unsere Arbeit einen pädagogischen Bias mit sich führt. Dieser steht einer Tendenz entgegen, in der Auseinandersetzung mit der Multiparadigmatizität der Sozialwissenschaften immer schon von fertigen Theorien und Theoretiker:innen auszugehen, die dann irgendwie miteinander in ein Verhältnis gesetzt werden. Wenn etwa Zima bezogen auf den Dialog zwischen Theorien formuliert, »daß sich der Theoretiker seines Wahrheitsanspruchs vergewissert, indem er ihn durch das ganz Andere, das ihm Fremde, überprüfen läßt« (ebd., S. 281), geht er von fertigen Theoretiker:innen aus, die eine bestimmte Theorie vertreten und diese im Abgleich mit anderen verfeinern. Auch spricht er von »Wissenschaftlergruppen«, die im Dialog »ihre eigenen Theorien besser [...] verstehen und mit Hilfe der fremden Rede verbessern und vervollständigen [...] können« (ebd.,

S. 286–287). Es sind hier also immer schon bestimmte Akteur:innen und Theoriegebäude vorhanden, die miteinander in Dialog treten. Der pädagogische Bias unserer Arbeit zeigt sich darin, dass wir nicht von fertigen Theoretiker:innen, die eine Theorie repräsentieren, ausgehen, sondern von theoretischen Sozialisationsprozessen, in denen Forschende immer nur Theoretiker:innen im Werden sind. Dies scheint uns gerade für ein Wissenschaftssystem plausibel, in dem ein Großteil der Forschung durch sogenannte Nachwuchswissenschaftler:innen in Projekten, Promotionen und Habilitationen geleistet wird. Gegen die Idee, das fertige Theoretiker:innen und Wissenschaftler:innengruppen in einen Dialog über ihre Theorien treten, zielt die entwickelte multiperspektivische Forschungspraxis auf einen Prozess des fortlaufenden Theoretiker:in-Werdens – im Sinne des Eintauchens in andere/neue Theorien und des praktischen Erfahrens ihrer Potentiale in der Empirie. Gerade in der Ausbildung von Wissenschaftler:innen und ihrem Einsozialisieren in die sozialtheoretische Multiparadigmatizität der Sozialwissenschaften scheint uns ein multiperspektivisches Vorgehen angezeigt.¹ Dieses zielt, in der hier entwickelten Methodologie, nicht auf eine »ehrerbietige[...] Rekonstruktion« (Krause 2023, S. 163) eines umfassenden Theoriegerüsts, sondern vielmehr auf ein praktisches Einsteigen in sozialtheoretische Logiken und die Möglichkeiten des Aussteigens ab. Weil diese Einstiegs- und Ausstiegsmöglichkeiten immer sozial bedingt sind und damit an die oben genannten Beziehungen, Organisationen, Institutionalisierungen und Systemlogiken der Wissenschaft gebunden, ist unser Vorschlag so individualistisch auch wieder nicht. Die Figur des gespaltenen Habitus macht dies deutlich: Auch er ist Habitus, auch er ist voll von präreflexiven Vorverständnissen, aber er macht die Möglichkeit der Kritik an den sozialen Verhältnissen wahrscheinlicher als ein passgenauer Habitus für genau ein Denkkollektiv und einen Denkstil.

Wir suchen zwar nach einem Umgang mit einer Vielzahl verschiedener Sozialtheorien und sind daher immer auch an anderen/neuen Sozialtheorien interessiert. Ein Verständnis von Multiperspektivität, das letztlich auf einer Logik der Akkumulation möglichst vieler Perspektiven basiert, ist unserem Zugang aber gegenläufig. Gerade weil Multiperspektivität etwa auf das Vergessen (Osrecki 2018) angewiesen ist, kann es gar nicht zu einer vollständigen Akkumulation aller zur Verfügung stehenden Sozialtheorien kommen. Multiperspektivität zeigt sich stattdessen

1 Für Joas und Knöbl (2013, S. 35–36) »gibt [es] bereits zu viele Studierende, die nur eine einzige Theorie wirklich kennen und die von dieser dann so begeistert sind, daß sie alle anderen Ansätze verächtlich links liegen lassen – ein Verhalten, daß ihnen leider auch von nicht wenigen Dozenten vorgelebt wird, die sich nicht selten auf eine – und nur auf eine Theorie! – spezialisiert haben und alle anderen Theorien prinzipiell für ›schlecht‹ oder unnütz erachten.«

paradoxerweise in einer durchaus schlichten, reduzierten Forschungspraxis, in der dem Potential *einer* anderen/neuen sozialtheoretischen Perspektive nachgegangen wird. Um in eine andere/neue Sozialtheorie einzusteigen, müssen bestehende sozialtheoretische Selbstverständlichkeiten vergessen, beiseitegelegt werden. Kein quantitatives Mehr, also die reine Akkumulation von Theorien, ist das Ziel der von uns skizzierten Forschungspraxis. Es geht vielmehr um ein qualitatives Anderes, also um immer wieder neu herzustellende bedingte Autonomiegewinne zum scheinbar Selbstverständlichen, etwa zu den eingefahrenen und routinisierten Perspektiven auf das Soziale. Das kann auch bedeuten, zu alten Sozialtheorien zurückzukehren und sie, vor dem Hintergrund der gemachten Erfahrungen, in einer anderen Weise zu erschließen und zu verwenden. Multiperspektivität stellt sich in diesen Momenten bedingter Autonomie her, im Moment des *Stolperns* (Rheinberger 2019a) über das bestehende Wissen. Und trotzdem kann ein quantitatives Mehr an sozialtheoretischen Zugängen die Bewegungsmöglichkeiten erhöhen, die aber eben nicht quantitativ-akkumulativ, sondern qualitativ erschlossen werden müssen.

Der hier entwickelte Zugang nimmt daher einen »schwachen Normativismus in Form einer Präferenz für die Öffnung der Kontingenz des Sozialen« (Reckwitz 2021, S. 130) in Anspruch. Die entwickelte *Methodologie einer multiperspektivischen Forschungspraxis* fordert dazu auf, immer wieder in andere/neue Sozialtheorien einzusteigen. Hierzu sind zunächst konkrete methodologische Einsätze notwendig, die Kontingenz öffnen. Die entwickelten *Gütekriterien der Wahl einer Sozialtheorie* geben dann Bezugspunkte an die Hand, Kontingenz über den begründeten Einstieg in eine Sozialtheorie wieder zu schließen – und so auch erst zu konkreten neuen/anderen Perspektivierungen auf den beforschten Gegenstand und auf sich als Teil des Sozialen zu kommen.